

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Grüneberg, Arthur: Hermann Graebke.

ARTHUR GRÜNEBERG, LENZEN

## Hermann Graebke

In mehreren Heften der Zeitschrift „Unsere Heimat“ sind schon Gedichte von Hermann Graebke abgedruckt worden; aber nur wenige wissen, wer Hermann Graebke, dieser Prignitzer Heimatdichter, war. Darum habe ich mich bemüht, für das Lenzener Heimatmuseum alles Wissenswerte über ihn zusammenzutragen, und ich möchte auch den Freunden unserer Zeitschrift eine möglichst vollständige Zusammenstellung sowohl des Lebenslaufes als auch seines Schaffens geben. Die eingestreuten plattdeutschen Texte sind seinen Vorreden bei der Herausgabe der verschiedenen Gedichtbände entnommen, um Graebke möglichst direkt zu uns sprechen zu lassen. Die Nachforschungen in den hiesigen Lenzener Kirchenbüchern durch Herrn Unger ergaben, daß das Geschlecht der Graebkes zum erstenmal bereits im Jahre 1654 erwähnt wird. Diese Vorfahren schrieben sich damals noch „Gräpke“ und waren Schuster, in zwei Generationen Tuchmacher und Schneidermeister. Hermann Graebkes Vater war von 1818 bis 1856 Elementarlehrer an der Lenzener Stadtschule. „Unkel Graebke“ wohnte in dem breitesten der vier Häuser, dem dritten neben der Schule, in einer der ältesten Straßen unserer Stadt, der früheren Kalandsgasse, jetzt Schulstraße genannt. Sie sieht heute nicht viel anders aus als vor hundert Jahren.

Den grünschimmernden Schlafrock zusammenhaltend, Schlappen an den Füßen, „een lang Piep“ im Mund, so eilte Vater Graebke mit trippelnden Schritten die Straßen entlang zu Tante Müller, die im Haus neben der Schule wohnte. Meist gesellte sich noch Großmutter Vogelsang dazu, und unter Pfeifensaugen und Rauchauspusten des alten Graebke wurde ein gemütlicher Schnack gehalten und Jugenderinnerungen wurden ausgetauscht. In diesem Milieu fand sein Sohn Hermann schon damals reichlich Stoff zu seinen späteren humörvollen plattdeutschen Dichtungen. Über seinen Lebenslauf schreibt Hermann Graebke selbst folgendes:

„Am 22. Juli 1833 bün ick to Lenzen an de Elw geboren, wo mien Vadder Lehrer wär. Gern har ick eenen Beruf wählt, bi den ick in Feld un Wald mien Beschäftigung fünn; doch Vadder wär dormit nich inverstohn. Ick kem in de Präparandenschol to Lenzen un spärer up dat Seminar to Potsdam. To mien Präparandentied wär ick, soväl ick künn, in de freie Natur. Oft stünn ick inn Hochsommer mit den Dag up, güng an de Elw orer an den Lenzner See un kem tod' Kaffeetied mit een Hand vull Blomen werrer trügg; un nohmiddags, wenn dat Wärer nich gor to schlecht wär, seet ick mit mien Böker in den Amtsgorden, un immer up de Bank, wo mien herzleew Mudder dat letzte Mol in ehr sorgenvull Leben seeten hett. As ick up dat Seminar wär, güng ick jeden Sünndag, den uns Herrgott werden let, noh de Pfaueninsel to Mudder Friedrichen, de ut Lenzen stammen ded . . . Ostern 1853 verleet ick dat Seminar un kem noh Potlitz. Hier mukt ick mi völ to schaffen, röp eenen Gesangverein un eenen Turnverein int Leben un öwernehm von beiden de Leitung. Dabi bleew mi öwerst noch sovöl Tied, dat ick mi een Wiew nehmen un een Jungen up-trecken künn. Da mi in Potlitz dat Geld öwerst immer knapp wär, güng ick noh Berlin, wo ick höllisch völ to verdeenen glöwt. ‚Vievelang‘ bröcht mi de Burgherr von Potlitz no'hn Karstädter Bohnhof un ‚vierte Klass‘ keem ick in Berlin an. Frau un Jung kem'n noh. Mien erst Beschäftigung fünn ick in een ‚Töughterschule für gebildete Stände‘. Dat Gehalt wär gewaltig lütt; ick harr öwerst dat Glück, noh fief Monaten an de ‚Dorotheenstädtische Realschule‘ un spärerhen an dat ‚Andreas Realgymnasium‘ een Stell to kriegen.

Mien leew Heimat leg mi in Berlin immer inn Sinn, un ick füng an, n' poor Schnurren un ok dat, wat min Herz bewegen ded, plattdütsch dolto-schriewen, um Sönnobendsobend, wenn ick mit Fründen tosamen kem, de plattdütsch verstünnen un plattdütsch snacken können, mien Reimerei vörtollesen. Up Toreden let ick de ersten Sachen up mien Kosten drucken, spärerhen fünnen sich Verlegers. Ick heww denn ok een poor Lustspöl schrewen, plattdütsch un hochdütsch un eenen Band Märchen för Kinner. So bün ick allmählich mang de Schriftstellers komen, un ick föhl mi ganz glücklich bi mien Arbeit. Ick heww hier in Berlin völ Festdog fiern künnt: silbern Hochtied, 50jährig Amtsjubiläum un golden Hochtied. Noch goh ick alle Dog in de School, un ick do dat gern . . .“

Wie sehr Hermann Graebke Feld, Wald und Flur und die singende Natur liebte, schildert er in dem Vorwort zu seinem Gedichtband „Prignitzer Vogelstimmen“. Sein Elternhaus grenzte rückseitig an den Lenzener Burgpark. „Lang, lang is't her, as ick noch bi Vaddern un Muddern wär un mi freuen ded öwer dat Frühjohr, wenn dat ankem mit de grönen Blärer, de

dusend Blumen un de völen Vögel. Wat wär'n dat för schöne Stunn'n, wenn ick morgens in mien Komer, in mien lütt Heiligtum upwoken ded un de Sperlings ut ehr Nester unner't Dack rutpiepten un de Drossels hinn'n in'n Amtsgorden so schön schlögen! Wo fix wär ick denn ruter ut dat Bedd un mokt dat Fenster up. Un wenn ick denn werrer in de Posen leg, stimmten se all ehr Led an, de lütten Piepvogels: de Fink, de Grasmück, Schult von Bülow un wo se all mög'n heeten. Wär dat een schön Konzert! De weck säng'n so lustig, de ännern so ernst . . . Jedwermol segg ick mi, dat de lütten Vögel in mien Heimot doch noch völ, völ schöner sing'n as de ganze Berliner Ledertofel . . . Männigmol, wenn dat Wärer schön wär, treckt ick mi, so as dat Morgenrot an'n Hewen upsteg, fix un färig an, schlek mi liesen ut dat Hus . . . Un den güng dat in'n Draw rut vör dat Dor un hen noh die ‚Hexenfohrt‘. Dat wär een langen Groben mit hohe Öwers. De wären bewussen mit Eiken un ännern Böm un völerlei Buschwerk. Wat gew dat hier to hörn! Wo schön säng de Heidelerch sich rup noh'n Himmel, un wi mit uns Kinnerfantasie, wie stegen mit in de Höcht un keken rin in den Hewen . . . Un de Wachtel, de da in'n Weiten röppt, het gewiß sehn, dat ick mien Hos' tweireten heww. Se schreit jo ümmerto: Flick de Bux! Flick de Bux! Mit ens füng ok de Nachtigall ehr Led to singen an, un ik säd: ‚De is sehr neugierig, un se kickt den Minschen dep in sien Herz rin, un all de Freud un dat Weh, wat se da to sehen kriggt, dat singt se in de Welt rin.‘ — Oft, gor to oft denk ick daran, wo tofreden un glücklich wi wär'n, wenn wi so in dat Gras legen un, de Dag vör uns Ogen un Ohren upleben ded. Ach, ji armen Kinner in de Grotstadt, wat münnen ji entbehren! In'n Winter, wenn all de lütten Sängers weg wärn, leten wie uns von de Kreihen un de Sperlings wat vorschreien un vörpiepen. All Doog paßten wi Jungs up de Kreihen, wenn de gegen Obend anfliegen kemen, oft mehr as hundert Stück. Se söchten sich denn ehr Dannen up un mokten dabi een Geschrei, gror as wi, wenn wi unner Lärm un Holt pantüffelgeklapper ut dat Schoolhus kemen. ‚Nu is ehr School ut‘, röpen wi, ‚un nu vertälln se sich, wat se lehrt hem'n un wat in de School passiert is.‘ Wärn de Kreihen weg, denn versammelten sich de Spatzen in de Böm, un da gew dat een Gepiepe un een Vertällen, wer weet wo dull. De Spatzen weeten ok völ Neuigkeiten. Liggen se doch den ganzen Dag up de Strot, un all de Schelmstücken, de se da sehen, piepen se von de Däcker raw . . .“

Aber nicht nur die heimatliche Natur hatte es Hermann Graebke angetan, auch die heimatliche Sprache. Obgleich Lehrer in Berlin, fühlte er sich nur richtig zu Hause unter Freunden und Bekannten, die mit ihm die gleiche Mundart sprachen. Hierüber sagt er: „Is recht trurig, dat dat hüttodoog völ Minschen giwwt, för de all de schönen plattdütschen Sachen keenen Wert

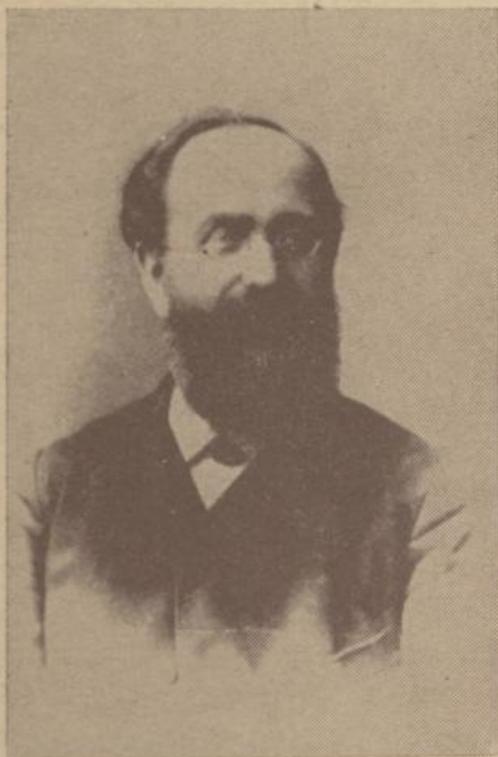
hemmen, un de, wenn se ok in een plattdütsch Land up de Welt komen un da upwussen sünd, sich schämen, plattdütsch to reden, un sich lewer dörch ehr hochdütsch Quasseleien lächerlich moken, as to reden, so as de Schnobel wussen is . . . Liggt doch ok in dis lew Sprok sovöl Sang un Klang un sovöl Kraft un Saft, as in keen äänner! Ik hew mi Möh gewen, de Schriewies de Utsprok antopassen. Dat is öwerst nich so licht, denn de Utsprok is sehr verschieden. In Pritzwalk reden's äanners as in Perlberg, un in Wittenberg werrer äanners as in Lenzen un in Seedörp un Eldenborg. In een Stadt seggen's: ‚ik säd‘, in'n äänner: ‚Ik sär‘ orer ‚ik sä‘; in een Dörp het dat ‚Vadder‘, in een äänner ‚Vorer‘; up een Stell hört man ‚de Er‘ un up een äänner ‚de Erd‘ un mol het dat ‚immer‘, mol ‚ümmer‘. Dato kümmt, dat sich so männig Lud dörch Bookstoben nich werrergewen let. Ik mein öwerst, dat een Prignitzer glik den richtig'n Ton find'n un dat o in ‚hoch‘ ganz äanners utspreken werd as dat o in ‚Korl‘.“

Hermann Graebkes besonderes Verdienst besteht aber noch darin, daß er diese Heimatsprache durch seine Dichtung nicht nur förderte, sondern auch in der Großstadt Berlin einen Verein gründete, der sich die Aufgabe stellte, diese Muttersprache weiter zu pflegen und zu erhalten. Aus dem Verein „Frohsinn“ wurde später der „Prignitzer plattdeutsche Verein“, daraus wiederum der „Prignitzer Heimatbund“, der noch bis zum letzten Kriegsjahr 1944 bestand. Seine Schriften gingen auch nach Übersee und wurden in Dörfern und Siedlungen Amerikas und Afrikas, in denen sich viele Auswanderer aus Lenzen, Mödlich, der Wische und andern Prignitzer Dörfern und Städten befanden, gelesen. Auch dort schloß man sich zu Heimatvereinen zusammen. Wie wäre es sonst möglich, daß einem Prignitzer bei einem Besuch in Amerika sogar ein Neger in der Chicagoer Straßenbahn plattdeutsch antwortete und auf die Frage, woher er es verstünde, erwiderte: „Da is mien Muder an schuld.“ Graebke schreibt im ersten Band seiner plattdeutschen Gedichte: „In Berlin is en Verein, de nennt sich ‚Frohsinn‘. Do den'n gehörn luter fidele Minschen, Mannslüd un Fruensvolk. De meisten sind Prignitzer. Ick bün ok Mitglied von'n ‚Frohsinn‘ un bün ok en Prignitzer Kind. — Wenn wi Sönnobends Obend tosamm'n kom'n, denn vertälln wi uns gewöhnlich wat von de Heimot, un denn immer sowat, wobi det Hert warm werd un de Gesellschaft in heiter Stimmung kümmt. Worüm ok nich! Traurig's giwwt so wie so to hörn, mehr as to väl. Ick heww mi poor mol dabi makt un en Geschicht, de ick sülwst erlewt heww, orer de ick mi heww vertälln orer vörlegen loten, in Reim bröcht un in'n ‚Frohsinn‘ ton Besten geben.“

In seinem vorletzten Buch, „Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer“, sagt er noch: „Eigentlich wärn de meisten bestimmt för den ‚Prignitzer platt-

dütschen Vereen' to Berlin, de sich de schön Uppgow stellt het, de platt-  
dütsch Sprok to hegen un to plegen, damit se nich verloren geiht, un damit  
ok de Sprichwörer, Kinnerleeder un äänner Schätz, de sich in de hochdütsch  
Sprok noh niks anhörn, för uns lew Vadderland erhollen bliewen . . .“

Daß nicht alle Gedichte gleich wertvoll sind, weiß unser Dichter sehr wohl,  
was er wie folgt ausdrückt: „Kamellen wassen in de Prignitz, wer weet



*L. Graebke*

wövöl! Ick sülwst hew as Jung för mien lew Mudder oft weck plüct bi  
Lenzen un hew hellisch dabi uppaßt, dat keen Hunnenblömer mang kemen.  
Un de Thee, den mien lew Mudder davon koken ded, wenn eener von uns  
Jungens Bukwehdoog har, slög immer god an. Nu, da ick een utwussen un  
bald utlewt Minsch bün, hew ick werrer anfungn, Kamellen to plücken,  
de sick utseiet hemmen up Prignitzer Land. Hunnenblömer wern woll völ  
mit mang sin; ick kann dat nu nich mehr ännern un weet dat ok nich so  
genau. Öwerst de Thee is jo allen god bekommen, un von völ Sieden bidden

se mi, noch mehr von de Blomen to plücken un se in de Prignitz un ok in de wiede Welt to schicken. Se meinen nämlich, sonn Thee würr de Lüd, de de Vörnehmen ‚Hypochonder‘ nennen, got bekomen un künn ok de Gesunden nich schoden . . .“

„Det an de Geschichten völ uttosetten is, det wet ick, det brukt mi keen Recesent to seggn. Sönnobends Obend müßt immer en Gedicht färig sin; un weil ick von Natur beten fuhl bün, güng ick immer erst spät an de Arbeit, un to d' Utstrieken un Verbetern blew keen Tied. Mi sülwst kümmt dit Bok vör as en Schapp, det keen Discher mokt hät, det von'n Timmermann tosamm baut un werer ansträken noch poliert ist. —“

Den Menschen für ihren Alltag recht viel Freude und Erholung zu schenken, war Graebkes Wunsch, und er hat sich bis heute voll erfüllt. Neben dem Humor spricht aber auch bittere Erfahrung des Lebens, Ernst und Weisheit des Alters aus seinen Zeilen. Besonders kommt das in dem Gedicht „Sünd Hunnenblömer mang“ zum Ausdruck.

Hermann Graebke starb am 8. August 1909 in Karlshorst bei Berlin und ist auf dem dortigen Friedhof beigesetzt worden. Seine Grabstätte war schon in den dreißiger Jahren im Verfall, und da sich trotz eines Aufrufs im damaligen „Prignitzer Heimatkalender“ niemand darum gekümmert hat, ist der Platz wieder neu belegt worden.

Für unser Lenzener Heimatmuseum würden wir gern noch das Büchlein „Großmutter in der Kinderstube“ erwerben oder fotokopieren lassen; es war bisher trotz aller Bemühungen nirgends aufzutreiben. Wir würden uns auch freuen, wenn einer der Leser dieser Zeitschrift bei der Suche nach weiterem Material über Hermann Graebke behilflich sein könnte. Das hier abgedruckte Bild war mit einem Text dem Pastor in Höxter gewidmet. Bisher ist es das einzige, was wir von Graebke besitzen; vielleicht hat noch jemand von den Lesern ein anderes, das er uns für unsere Graebke-Ecke im Museum zur Verfügung stellen könnte.

Die Dichtungen Hermann Graebkes sind:

Plattdütsche Gedichte, Berlin 1879

Prignitzer Kamellen und Hunnenblömer, Zürich 1896

Prignitzer Vogelstimmen, Berlin 1902

Großmutter in der Kinderstube (Märchen in Plattdeutsch) 1905

Der Rattenfänger von Hameln, dramat. Märchen, Leipzig 1907  
(Theaterstück)

Een Verlobungsdag (Prignitzer Platt, Theaterstück) Pritzwalk 1909.